

Das DARMSTÄDTER ECHO vom 10. April 1995 beschrieb in zahlreichen Beiträgen rückblickend die Situation nach dem Ende des 2. Weltkrieges. Die nachfolgenden Seiten veranschaulichen vor allem die Lage der „DISPLACED PERSONS“

Kein Wort des Mitleids, keins der Scham

Displaced persons: Für die Opfer der Deutschen kam mit Kriegsende nicht das Ende des Leids

Von Klaus Honold

„Displaced persons“ – welchen Euphemismus hatten die Alliierten für jene gewählt, die nach dem Zweiten Weltkrieg das größte Problem der Völkergemeinschaft darstellten: Flüchtlinge, Vertriebene, Staatenlose, Heimatlose. „Menschen am falschen Platz“ – sieben Millionen zählte allein Deutschland. Das unwürdigste Schicksal erfuhren dabei die Befreiten der Konzentrations- und Vernichtungslager, die Überlebenden von Verfolgung, Verschleppung und Zwangsarbeit.

einem UNRRA-Team (United Nations Relief and Rehabilitation Administration) betreut. Ein Lagerleiter, sechs Arbeiter, ein Arzt, ein französischer Sanitätsoffizier, zwei französische Krankenschwestern, dazu zwei Ärzte unter den Russen – sie waren, so der Bericht, „absolut nicht in der Lage, die Situation zu meistern“.

„Das ganze Lager“, ist dort zu lesen, „macht den Eindruck der Verwahrlosung, die sanitären Bedingungen sind generell schlecht.“ Überall Kot. Die beste

Auf den Hilferuf der Wohnungsinhaberin sind ein Mann und ich hinaufgeil und haben die drei herausgeholt. Im Hausflur lauerte mir einer von ihnen auf und versetzte mir einen Messerstich in den Rücken, der nur deshalb ohne Folgen blieb, weil das Messer abprallte.“

Zehn Darmstädter sind bei derartigen Verbrechen ermordet worden; doch in keinem Verhältnis zu dieser Zahl stand die Angst, die damals um sich griff. „Niemand traute sich mehr auf die Straße“, entsinnt sich Georg Reibold, der erste Darmstädter Nachkriegspolizeipräsident. Da spielte die Ahnung, daß zu Racheakten guter Grund bestanden hätte, ebenso eine Rolle wie die nachwirkende Greuelpropaganda der Nazis, die Russen nur als Monster gezeichnet hatte. Aber auch zwanzig Jahre später noch wiederholte „Tagblat“-Redakteur Rudolf Hofmann das Horrorbild von „blutiger Mordgier“ der „bis an die Zähne bewaffneten Mardroideure“.

Erst im Juli 1945, so Reibold, habe niemand mehr Angst zu haben gebraucht, weil da die deutsche Polizei mit Waffen ausgerüstet wurde: „Die Revolver baumelten den Ordnungshütern an der linken Seite wie in einem Cowboy-Halfter. Aber nun konnte man doch immerhin dem Räuberunwesen entgegenzutreten, das so manches Opfer gefordert hatte.“

Mit Zwangsarbeitern nicht aufs Foto

Kein Wort darüber, wer dieses „Räuberunwesen“ verursacht hatte. „Tausende plündernder Fremdarbeiter“ hätten in Darmstadt „Ruhe und Ordnung gestört“, schreibt der Polizeipräsident. Von der Übertreibung ganz abgesehen: Was hatten die Darmstädter denn erwartet? Ihre Opfer waren, wie die Philosophin Hannah Arendt schreibt, nichts als Menschen – und als Menschen nichts. Sie wurden von keiner Gesellschaft aufgefangen, von keinem Rechtsverhältnis erfaßt, sie hatten nichts von dem, was ein soziales Wesen ausmacht: Herkunft, Heimat, Familie, Arbeit. So fielen die displaced persons in die „abstrakte Nacktheit eines barbari-

schen Naturzustands“ zurück. Und falls überhaupt, dann sind sie den Darmstädtern so im Gedächtnis geblieben: als Barbaren.

Beispielhaft dafür, wie die Darmstädter sich und ihre Opfer wahrnahmen, ist eine Anekdote aus den ersten Tagen der Besatzung. Die Amerikaner hatten den neuen OB Ludwig Metzger zusammen mit einem geschundenen Zwangsarbeiter fotografieren wollen – ein Sinnbild für die Verantwortung der Deutschen.

Doch Metzger weigerte sich: „Ich erklärte mit lauter Stimme, ich hätte nicht gegen Hitler gekämpft, um nun diese Behandlung zu erdulden.“

Metzger begriff gar nicht, daß Gegnerschaft zu Hitler nicht ausreichte, um Schuld zu tilgen. Und er fand kein Wort, nicht einmal zwanzig Jahre danach, des Mitleids, der Scham.

Mit dem Einmarsch der Amerikaner im März 1945 endete der Zweite Weltkrieg in Darmstadt. Über das Leben in den folgenden Wochen berichtet eine Serie, deren Folgen jeweils montags erscheinen.



Denn ihnen brachte das Kriegsende gerade nicht das Ende ihres Elends. Während die Täter, die Deutschen, zu meist in bürgerliche Normalität zurückkehrten, nach Hause, in die vom Krieg zwar versehrte, aber nicht ausgelöschte Familie und Heimat, war ihren Opfern jeder Weg versperrt zu dem, was sie einst besaßen – die Familien ermordet, die Heimat verbrannt. Alles, was eine Herkunft ausmacht, war liquidiert: Repatriierung als naheliegendste Lösung schied – bei Juden ohnehin, aber auch bei Ukrainern oder Balten – aus, weil es ein Vaterland der Opfer nicht mehr gab. Sie verloren nun auch das letzte Band zur menschlichen Gesellschaft: das des Sklaven zum Herrn.

In Darmstadt wurden am 25. März 1945 vor allem Polen und Russen befreit. Zwangsarbeiter, die man sich zum Beispiel bei Merck oder der Reichsbahn gehalten hatte. Sie waren frei und wurden sofort wieder ins Lager gebracht, in die Cambrai-Fritsch-Kaserne auf der Ludwigshöhe.

In einem Bericht der US Army vom 18. April 1945 werden 11 000 displaced persons erwähnt, 3000 Polen, „der Rest meist Russen“. Sie wurden von

Latrine, im polnischen Teil, sei „ein schlechter Fliegenbrüter ohne Deckel, dessen Exkremte von niemandem unter die Erde gebracht werden“. Wenn nicht sofort Toiletten „wenigstens von Armoestandard“ eingerichtet würden, drohten Seuchen. Zwei Jahre später waren dort immer noch 1280 Staatenlose untergebracht, nun vor allem Bürger der ehemaligen baltischen Staaten.

Über das, was den von Deutschen geraubten, gejagten, gefolterten Menschen nach dem Kriegsende widerfuhr, hat man hier wenig wissen wollen. Im Gegenteil. Im Land der Täter besann man sich nur auf Leid, das einem die Opfer zufügten. So ist in der 1964 im „Darmstädter Tagblatt“ erschienene Artikelserie „Tod und Wiedergeburt unserer Stadt“ auch nur von „Banden aus freigelassenen Kriegsgefangenen und Fremdarbeitern“ die Rede, die Wohnungen plünderten, Bauernhöfe überfielen, Feldfrüchte stahlen, Vieh schlachteten.

Von einem Überfall berichtete damals Ex-Oberbürgermeister Ludwig Metzger: „Ich selbst habe erlebt, wie im dritten Stock eines Hauses in der Liebigstraße zwei Männer und eine Frau am hellen Tag in eine Wohnung eingedrungen sind.

Fortsetzung der Artikel vom Darmstädter Echo
Montag, 10. April 1995

„Dies hat kein Mensch je verdient“

Auschwitz – Über unsere Schuld und die Verantwortung, sie zu erkennen und anzunehmen

Im Strafrecht ist Schuld untrennbar an das Handeln eines Einzelnen gebunden, an die individuell zu verantwortende Tat. Wer ein Verbrechen begeht, macht sich schuldig.

Doch das Strafrecht ist auf die Verbrechen des nationalsozialistischen Rassismus nicht anwendbar. Schon weil die Verbrechen mit den Begriffen des Strafrechts nicht erfaßt werden. Das schwerwiegendste Verbrechen, von dem das Strafrecht weiß, ist Mord. Allein im Vergleich zu den rassistischen Verbrechen ist Mord eine menschliche Tat; die Motive, die ihm vorausgehen und die das Strafrecht würdigt, sind zweifellos menschliche Regungen: Habgier, Nieder-

tracht, Eifersucht. Diese Motive stellen zwischen Opfer und Täter eine individuelle und einsehbare Beziehung her. Kein Jude aber, der von Deutschen ins Gas geschickt wurde, ist aus Eifersucht, Niedertracht oder Habgier ermordet worden. Ja, er ist überhaupt nicht ermordet worden, er ist einem massenhaften, industriell organisierten Tötungsprozeß anheimgefallen, für den es in der Menschheitsgeschichte kein Beispiel gibt und für den durch Menschenverstand zu erfassende Motive nicht nachweisbar sind. Die massenhafte Tötung negiert jede menschliche Beziehung zwischen Tätern und Opfern.

Deshalb greifen die Katego-

rien individueller Schuld im Angesicht des rassistischen Verbrechens nicht – ungeachtet der Verurteilung einzelner SS-Leute, die sich nachweisbar des Mordes, des Totschlags oder der von den Alliierten eingeführten „Verbrechen gegen die Menschlichkeit“ schuldig gemacht haben. Wobei hier das Strafrecht schon genötigt war, den bekannten niederen Beweggründen den Rassenhaß zuzugesellen – eine Tat ohne Motiv wäre unerträglich.

Wo jedoch das Strafrecht versagt, muß Schuld eine andere Dimension annehmen. Und dies nicht, weil die Verbrechen besonders groß oder besonders grausam sind, sondern weil es sich um neuartige

Verbrechen handelt: motiffrei und anonym. Kein Jude ist wegen seines Wesens, Denkens, Handelns geisset worden. Seine Persönlichkeit spielte nicht nur keine Rolle, sie ist sogar noch vor der Tötung systematisch ausgelöscht worden. Zur Tötung blieb nur der bloße Leib übrig. Die absolute Nacktheit der Opfer ist der Ausdruck ihrer absoluten Unschuld. „Dies“, schreibt Hannah Arendt über Auschwitz, „hat kein Mensch je verdient.“

Der absoluten Unschuld der Opfer entspricht die absolute Schuld der Täter. Eine Schuld, die sich zwingend ablöst von der individuellen Tat. So, wie nicht der einzelne Jude, sondern das jüdische Volk in sei-

ner Gesamtheit zum Opfer wurde, so ist auch nicht der einzelne Deutsche, sondern das deutsche Volk in seiner Gesamtheit zum Täter geworden – ganz unabhängig davon, was der Einzelne getan oder unterlassen hat, welche Möglichkeit ihm zu tun oder zu unterlassen offenstanden. Davon kann sich niemand befreien.

Daraus ergibt sich die Gesamtverantwortung der deutschen Bevölkerung. Verantwortung geht über die Schuld hinaus. Verantwortung heißt, die Schuld zu erkennen und anzunehmen. Aus dieser Verantwortung kann niemand entlassen werden. Doch es kann auch niemand zu ihr gezwungen werden. Klaus Honold

Zuzugsgenehmigung und Unterkunftseinweisung.

Laut Vereinbarung mit dem Städt. Wohnungs- und Quartieramt ist das Studentenwerk der Technischen Hochschule Darmstadt berechtigt, die Zuzugsgenehmigung für das Sommer-/Winter-Semester 19 48 zu erteilen und die Einweisung vorzunehmen. Auf Grund dessen wird

Herr Fränkel Johanna geb. 13. IV. 1925 Fakultät Math. St. Wiss. Sem. 2
 Frau
 Ekt.
 Heimatadresse Wiesbaden Querfeld str. 3

im Auftrag des Städt. Wohnungsamtes Darmstadt in die Wohnung bei

K. Himmler Darmstadt Viktoria str. 70 eingewiesen.
(Name) Stadte

Zur Kenntnis genommen:

Östgen J. J. J.
(Unterschrift des Wohnungsinhabers)



Studentenwerk Darmstadt

I. A.

[Signature]
(Unterschrift)

2-fach zurück an das Studentenwerk

Genehmigt
 Darmstadt, den 3. April 1948

I. V.

WILLKOMMEN? Mit dieser Bescheinigung erlaubte Darmstadt der Jüdin Johanna Fränkel den Zuzug. Ausgerechnet bei einer Frau Himmler wurde ihr und ihrem Mann eine Wohnung zugeteilt.

Die erste Wirtin hieß Frau Himmler

„Wir haben uns doch nichts zuschulden kommen lassen“, hat die Mutter immer gesagt. Dann kam die SS. Als Johanna Fränkel auf den Lastwagen geworfen wurde, sah sie ihre Mutter das letzte Mal. Die Mutter rannte ihr hinterher, berührte kurz die Hand des Kindes; danach sahen sich beide nie wieder.

Die Schlesierin Johanna Fränkel ist 1947 nach Darmstadt gekommen. Ihr Mann, Josef Fränkel, schon ein Jahr eher: Er war der erste jüdische Student an der Technischen Hochschule. Beide, die Jahre in Konzentrationslagern verbracht hatten, hofften auf rasche Auswanderung in die Vereinigten Staaten; das Maschinenbaustudium sollte den Start erleichtern. „Mein Mann wollte so schnell wie möglich fertig werden“, sagt Johanna Fränkel. Doch das KZ hatte ihm ein Lungenleiden eingetragen. Und Kranke ließen die USA nicht herein. So wurde die Auswanderung verschoben – von einem Jahr aufs andere.

Und so wurde das Land, das nun das fremdeste auf Erden war, zum Ort, an dem man blieb. Was dieser Ort bereithielt, zeigte sich schon am ersten Tag: Die Wohnung, die die TH vermittelte, hatte als Wirtin eine Frau Himmler. Zufall, gewiß. Und im zerbombten Darmstadt gab es für Wohnungen keine Wahl. Der Schock war ebenso gewiß, mochte die Frau sich auch als freundlich herausstellen. Mochten die Leute, die nun „die Deutschen“ waren, überhaupt freundlich sein: es blieb doch die bei jedem mitgedachte „Wo-warst-du“-Frage. „Vor jedem großen, gutaussehenden Mann hatte man Angst“, sagt Johanna Fränkel.

Der Alltag? Lebensmittel und Kleider von jüdischen Hilfsorganisationen; „wir hatten ja nichts, als wir aus dem Lager kamen“. Vom Land Hessen gab es eine Studienbeihilfe, außerdem eine kleine Summe Haftentschädigung. Das wurde gegeneinander aufgerechnet; unterm Strich stand null. „Wir haben's auch so geschafft.“ Einmal ein Paket von der Landesregierung: eine Kiste Sekt.

Die Umwelt konnte, wenn nicht feindlich, so doch kaum anders als gleichgültig erfahren werden; kein Wunder, daß man bald eine jüdische Studentenorganisation gründete, Engagement in der Jüdischen Gemeinde entfaltete, deren Vorsitzender Josef Fränkel später wurde. In einer Zeit, in der jede Hand gebraucht wurde, mußte Ingenieur Fränkel lang nach Arbeit suchen: Wenn er seinen Lebenslauf vorlegte, indem ihm doch für die vergangenen Jahre nichts anderes einzufragen blieb als „Konzentrationslager“, winkten die Firmen ab. „Die Deutschen“ so hat Henry M. Broder das formuliert, „werden den Juden Auschwitz eben nie verzeihen.“

Mehr und mehr speiste sich aller Lebenssinn aus der Jüdischen Gemeinde. Fränkel nahm sich der jüdischen *displaced persons* an, von denen rund 200

in Darmstadt und Umgebung eine dürftige Existenz fristeten. „Diese DP“, sagt Johanna Fränkel, „das war eine Tragödie.“ So viele junge Menschen, die hilflos waren gegenüber den geringsten Anforderungen. „Wir hatten zum Beispiel zwei Jugendliche, die beim Transport zum Lager vom Lastwagen gesprungen sind und sich jahrelang in Wäldern verborgen haben, nachts Nahrung stahlen. Wie sollte man die wieder eingliedern in ein normales Leben?“ Das jüdische Gemeindezentrum war Anlauf- und Beratungsstelle, und Josef und Johanna, die dort auch wohnten, waren so etwas wie Elternersatz. „Wir waren eine Insel. Die Osannstraße war eine Insel in einer fremden Welt.“

Diese Hilfe schenkte so viel Kraft, wie sie kostete. Die Geborgenheit in der kleinen Gemeinde überstrahlte jedoch alle anderen Erinnerungen. „Wir haben wohl ziemlich isoliert gelebt“, sagt Johanna Fränkel. Den nichtjüdischen Darmstädtern in ihrem stürmischen Wiederaufbau wird das gar nicht aufgefallen sein. Die Isolation brach erst, als die Kinder der Fränkels heranwuchsen.

Aber auch diese Zeit war geprägt von Erlebnissen wie der Entdeckung, daß der Vater einer Spielkameradin ein hohes Amt bei der SS bekleidet hatte. Und dann fragten die Kinder: Wieso haben wir keine Oma? „Nein“, sagt Johanna Fränkel, „es gab nicht einen Tag nach 1945, an dem man nicht an das Lager gedacht hätte.“

Und heute? Von einst 3000 jüdischen Darmstädtern leber noch drei. Die Jüdische Gemeinde hat wieder eine Synagoge und mancher Nachbar hat 1988 bei der Einweihung gewiß gedacht, es sei nun an der Zeit von der „Normalisierung des deutsch-jüdischen Verhältnisses“ zu reden.

Johanna Fränkel – ihr Mann starb 1994 – ist hier zu Hause. Doch zur Heimat wurde Darmstadt nicht. „Eigentlich“, so sagt sie, „haben wir keine Heimat.“

Die Zerstörung der Würde

„In ihrem Bestreben, unter Beweis zu stellen, daß alles möglich ist, hat die totale Herrschaft, ohne es eigentlich zu wollen, entdeckt, daß es ein radikal Böses wirklich gibt und daß es in dem besteht, was Menschen weder bestrafen noch vergeben können. Als das Unmögliche möglich wurde, stellte sich heraus, daß es identisch ist mit dem unbestraften, unverzeihlichen radikal Bösen, das man weder verstehen noch erklären kann durch die bösen Motive von Eigennutz, Habgier, Neid, Machtgier, Ressentiment, Feigheit oder was es sonst noch geben mag und demgegenüber daher alle menschlichen Reaktionen gleich machtlos sind; dies konnte kein Zorn rächen, keine Liebe ertragen, keine Freundschaft verzeihen, kein Gesetz bestrafen.“

*

„Das eigentlich Grauenhafte der Lager ist jedoch gerade, daß diese spontane Vertiertheit in den deutschen Lagern mehr und mehr zurücktrat, nachdem die SS ihre Verwaltung übernommen hatte, und von einer absolut kalten, absolut berechneten und systematischen Zerstörung der menschlichen Körper zum Zwecke der Zerstörung der menschlichen Würde abgelöst wurde.“ Hannah Arendt

Darmstadt, furchtbare Heimat

Auf gepackten Koffern: Juden warteten 1945 auf die Auswanderung

(ono). „Sche'erit Hapleita“ nannten sie sich: der „Rest der Geretteten.“ Nicht eigentlich Überlebende. Eher die Übriggebliebenen. In den Westzonen zählte man 1945 etwa 70 000 Juden, die aus den Konzentrationslagern befreit wurden. 20 000 davon waren – ja, was? Vor Auschwitz: hätten sie deutsche Juden angegeben. Jetzt gab es dafür keinen Begriff mehr.

In Darmstadt waren vor 1933 knapp zwei Prozent der Einwohner Juden: 1650. In den dreißiger Jahren stieg die Zahl durch Zuzug auf 3000; tausend von ihnen gelang bis 1940 die Auswanderung. Was dasselbe bedeutet wie Vertreibung aus der Heimat durch die Heimat. Die anderen wurden der planmäßigen Tötung in den Vernichtungslagern zugeführt. Das geschah vor aller Augen und ohne Widerspruch. Darmstadt hatte sich als furchtbare Heimat erwiesen.

Und hierher – wie überhaupt nach Deutschland – sollten Juden zurückkehren? So kam es tatsächlich. Allein für die über-

wiegende Mehrheit aller nach 1945 in Deutschland lebenden Juden war klar, daß dies nur eine vorübergehende Existenz sein konnte, eine qualvolle Durchgangsstation auf dem Weg nach Israel und Amerika. Man lebte „im Wartesaal“ und „auf gepackten Koffern“.

Auch die jüdischen Weltorganisationen erklärten, es könne für Juden keinen Grund geben, in Deutschland zu leben. Dennoch bildeten sich jüdische Gemeinden – die sich später manchmal damit rechtfertigten, wenn es kein jüdisches Leben in Deutschland gebe, hätte sich Hitlers „Endlösung“ doch noch erfüllt. In den ersten Jahren jedoch sahen die Gemeinden ihre Hauptaufgabe darin, ihren Gliedern bei der *Alijah* zu helfen, dem Umzug in die jüdische Heimstätte Palästina.

Einer der wenigen jüdischen Darmstädter, die zu den Verfolgern zurückkehrten, war Alexander Haas: schon im Sommer 1945. Er gründete die Jüdische Gemeinde, die ihren ersten Betraum in der Wilhelm-Leuschner-Straße 5 hatte, im Haus des

ausgewanderten Arztes Dr. Julius Stern. Jüdische *displaced persons* ließen die Gemeinde wachsen; zu den Gottesdiensten kamen auch jüdische Soldaten der US Army.

1947 wurde am Steubenplatz im halbzerstörten Ludwigsbahnhof eine Berufsfachschule gegründet, die unter Leitung des aus Krakau stammenden Samuel Batalion jüdische Jugendliche auf das Leben in Palästina vorbereitete. Hilfe bei der *Alijah* galt der Jüdischen Gemeinde Darmstadt satzungsgemäß noch bis 1986 als oberste Pflicht.

Verständlich, denn der dauernde Aufenthalt in Deutschland wurde immer wieder gefährdet – etwa durch die Winterpogrome 1959/60 (über 600 Anschläge auf jüdische Einrichtungen zwischen 25. Dezember und 18. Februar, 234 Täter wurden ermittelt). Und noch heute benötigt die Jüdische Gemeinde, die nach Jahrzehnten in der Osannstraße 1988 die neue Synagoge in der Wilhelm-Glössing-Straße bezog, Polizeischutz.



RUSSISCHE ZWANGSARBEITERINNEN bei Merck: Mit der Befreiung 1945 wurden sie zu „displaced persons“ – und ins Lager auf der Ludwigshöhe eingewiesen. (Foto: Firmenarchiv Merck)